

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 176 (1897)

Artikel: Des Kalendermanns Weltumschau
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374169>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Des Kalendermanns Weltumschau.

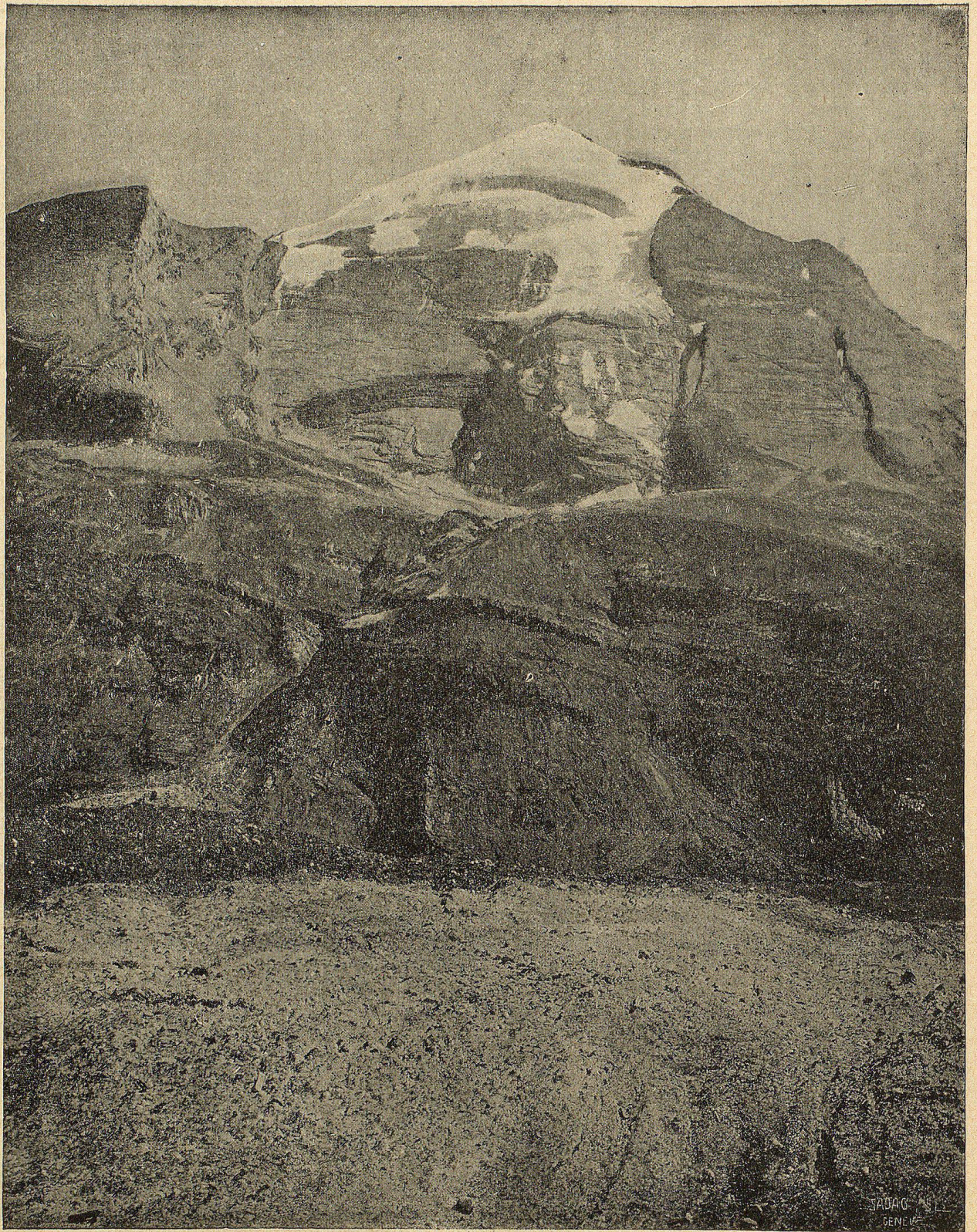
Lieber Leser! Zuerst ein herzliches „Grüß Gott.“ Seit wir das letzte Mal Abschied von einander nahmen, hat sich wieder gar viel ereignet und wollte der Kalendermann Alles schildern, er müßte sich die Finger wund schreiben, und zu zeigen gäbe es so viel, daß man sich die Augen müde sehen könnte dabei. Da ist zuerst die Landesausstellung in Genf, wo unsere Künste, Industrien, Handwerke und die Landwirthschaft das Beste und Schönste ihres Könnens in glänzenden Pavillons ausgestellt haben, daneben große Ausstellungen in Berlin, Nürnberg, Stuttgart, Budapest und Rouen. Doch hierüber mag ein Anderer schreiben — die Landesausstellung in Genf wird ja auch gar hübsch in einem eigenen Artikel dieses Kalenders beschrieben — wir zusammen wollen jetzt lieber eine Streiftour durch die politischen Ereignisse antreten, den großen Herren ein wenig in die Karten gucken und ihnen auch etwas auf die Finger klopfen, wenn sie es mit dem Volke gar zu arg treiben.

Was die Weltpolitik im Allgemeinen angeht, so wird ein späterer Geschichtschreiber vielleicht dereinst sagen, daß das Jahr 1896 das politische Uebergewicht Rußlands nicht nur in Europa, sondern in der ganzen Welt festgelegt habe. Das Wort des ersten Napoleon scheint sich erfüllen zu wollen, in dem er der Welt prophezeite, sie werde einst kosakisch werden. Der russische Einfluß ist in Bulgarien, Serbien und der Türkei wieder absolut maßgebend, nicht minder in Persien, China und Japan und selbst im Hochlande Afrikas, in Abyssinien. Der nordische Eisbär hat sich angeschickt, mit seinen Pranken nicht bloß Asien zu umfassen, sondern auch Europa und jenen Theil von Afrika, von welchem aus man den Seeweg nach Indien beherrschen kann. Unter diesen Umständen hatte die Krönung des neuen Czaren im Mai dieses Jahres in der alten Krönungsstadt Moskau ihre besondere Bedeutung. Abgesandte von Fürsten der ganzen Welt und theils die Fürsten selber waren zusammengeströmt, um dem jungen Herrscher ihre Huldigungen darzubringen. Und durch das ganze Gepränge sicherte die Wahrnehmung, daß es nicht mehr Deutschland ist und nicht mehr England oder Frankreich, welche die Führung in der Welt besitzen, sondern der Kolos im Norden. Ist der Weltfriede dadurch auch nicht gestört worden und dürfte er glücklicherweise noch geraume Zeit erhalten bleiben, so hat die Thatfache der heutigen Weltführung durch Rußland doch für jeden Freund der mitteleuropäischen Kultur und Zivilisation, so wie für den Freund der Freiheit und des Fort-

schrittes der Völker etwas ungemein Bedrückendes. Denn vom Reiche, wo die Krute regiert, kann nichts Gutes für die anderen Völker Europas kommen. Was ist aber Schuld daran? Die Eifersucht und der Haß der Mächte in Mittel- und Westeuropa. Statt gegen Rußland zusammenzuhalten und auf diese Weise sein Uebergewicht zu verunmöglichen, suchte jede die andere beim Russen auszustechen und so fiel diesem der Taktstock in der Weltführung von selber zu. Die Deutschen haben es in diesem Stück in der letzten Zeit um kein Haar besser getrieben als die Franzosen.

Von den Russen machen wir einen Abstecher nach der Türkei und Persien. Großes Aufsehen hat es erregt, als im Mai der Telegraph die Kunde nach Europa brachte, daß der Schah von Persien, Nasr Eddin, was die boshaften Münchner, da der Schah das letzte Mal bei ihnen zum Besuche weilte, mit „nasser Eddin“ übersetzten, ermordet worden sei. Der Mord geschah durch einen Anhänger der fanatischen religiösen Sekte der Babis. Der gemordete Schah war zwar mit Haut und Haar ein Despot, der seine Unterthanen, die ihm nicht ganz zu Willen waren, nach Belieben zu Tode brügeln, hängen und köpfen ließ, aber er hatte sein Land, wie noch keiner seiner Vorgänger, der europäischen Zivilisation näher gebracht, Posten, Telegraphen, Eisenbahnen, medizinische Schulen und andere nach europäischem Muster eingeführt und sogar die Militärerei. Er selbst gab sich gerne als ein Freund Europas und europäischer Kultur aus, womit es aber trotz seiner zwei Besuche in Europa nicht weit her war.

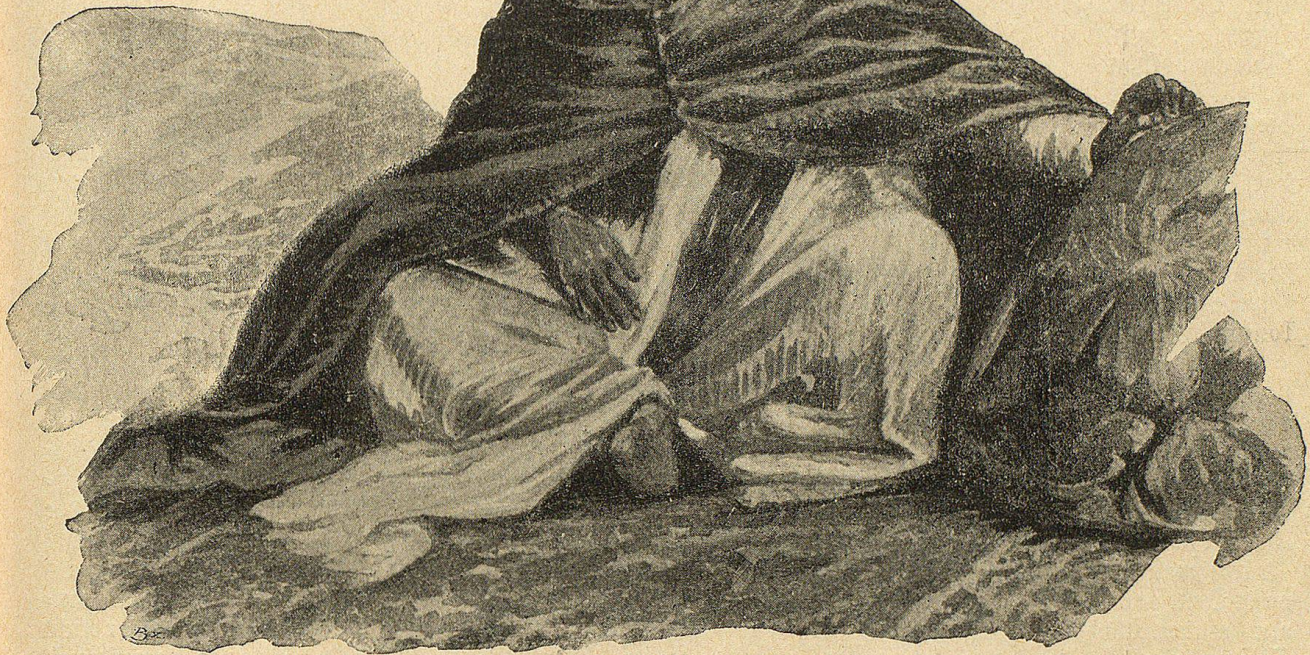
In der Türkei geht es türkischer als türkisch zu. Der Kalendermann hat schon im letztjährigen Berichte von den schauerhaften Mekeleien erzählt, welche die Türken unter der Vorgabe, die Armenier beabsichtigten sie zu vertreiben, unter diesen anrichteten. Es kam dann im Laufe des letzten Herbst noch viel ärger. Die Zahl der niedergebrannten Städte und Dörfer zählt nach vielen Hunderten, man berechnet ferner, daß über 100.000 armenische Christen, Männer, Weiber und Kinder, oft unter grausamsten Martern und unter den scheußlichsten Schändungen der Weiber und Mädchen hingemordet wurden; Tausende von Frauen und Mädchen wurden in die Sklaverei geschleppt, andere mußten sich in die Wildnis flüchten und wer am Leben blieb von Christen, war Beute einer grenzenlosen Noth. Durch das christliche Europa ging ein Wehgeschrei, als diese Schandthaten bekannt wurden und man verwünschte allenthalben die schwächliche Politik der europäischen



Gletschersturz am Aletsch.

Mächte mit Recht, welche, eifersüchtig aufeinander, nicht im it dem Schwerte in der Faust die Türken Mores lehrten. Sie begnügten sich mit sogenannten diplomatischen Schritten beim Sultan, der dann auch richtig den Mezeleien Einhalt that, als beinahe nichts mehr abzuschlachten war. Inzwischen haben sich die ebenfalls bedrängten christlichen Griechen auf der Insel Creta gegen das türkische Joch erhoben und der Sultan hatte auch bereits angefangen, nach seinem beliebten Rezept mit Feuer und Schwert die Ordnung dort wieder herzustellen, als die Mächte ihm wenigstens hier rechtzeitig Halt geboten. Nun fängt es aber in seiner eigenen Hauptstadt Konstantinopel

käme. Sagen wir dem unglücklichen Lande Adien und auf der Weiterreise kämen wir nun zuerst nach Bulgarien und Serbien und wenn wir einen Abstecher in die Berge machen, auch nach Montenegro. Bekanntlich haben die Russen seit vielen Jahren den Bulgaren gegenüber ein bitterböses Gesicht gemacht, weil diese den Czar nicht mehr als Obervogt anerkennen wollten. Der Fürst Ferdinand von Bulgarien hat sich dann aber vor dem Russen zu fürchten angefangen und sich dem Czaren unterworfen, was er damit dokumentierte, daß er sein einziges Söhnlein, den Kronprinzen



König Menelik.

zu gähren an und vergebens sucht er mit Galgen und Henker sich Ruhe zu verschaffen. Ein Theil der Truppen, der schon mehr als ein Jahr keinen Sold mehr erhielt, erlaubt sich alle möglichen Schandthaten; die Partei der sogenannten Jungtürken, welche die türkische Fortschrittspartei bilden, beginnt sich offen gegen dieses Bluthund-Regiment aufzulehnen; gleichzeitig sind alle Staatskassen leer und das Volk so ausgeplündert, daß sich leider nichts mehr aus ihm herauspressen läßt, so daß man sich nicht zu sehr zu wundern brauchte, wenn es eines Tages in der Türkei zu einem fürchterlichen Krache

Boris, zum russischen Glauben umtaufen ließ und den Czaren zum Gebatter hat. Diese Charakterlumperei hat zwar in ganz Westeuropa Entrüstung hervorgerufen, aber der Fürst Ferdinand hat jetzt, was er wollte, nämlich die Gunst des Czaren. Seither ist nun die Freundschaft zwischen Bulgarien und den zwei anderen Vasallen Rußlands, Serbien und Montenegro, gar üppig geworden, und während die drei Fürsten Alexander, Nikita und Ferdinand sich sonst noch nie schmecken konnten, machen sie sich jetzt Besuche und küssen sich dabei, wie falsche Kaffeeschwestern, wenn sie einander

vorher verlästert hatten. — Noch einen Ruck und von Serbien heraus ist man wieder im eigentlichen Europa, in Oesterreich-Ungarn, und mit einem Courrierzug in ca. 32 Stunden bei seinem Verbündeten, in Deutschland. Beide Staaten blicken auf ein verhältnißmäßig ruhiges und erfolgreiches Jahr zurück. In Baron Banffy hat Ungarn und im Grafen Badeni Oesterreich unbedingt zwei geschickte Ministerpräsidenten erhalten, welche mit großer Gewandtheit das Steuer am Staatsschiffe dirigiren, während der Leiter der auswärtigen Politik Oesterreich-Ungarns, Graf Goluchowsky, als Reichskanzler dieses Staates Erfolge errungen hat, deren sich die auswärtige Politik Oesterreichs schon lange nicht mehr rühmen konnte.

In Deutschland ist soeben ein großes Fortschrittswerk vollendet worden, das neue bürgerliche Gesetzbuch, durch welches ganz Deutschland ein einheitliches Civilrecht erhält, was viele fortschrittlich gesinnte

Leute auch für unser Land heiß ersehnen, wovon wir aber leider allem Anschein nach recht weit entfernt sind. Manchen wackern Patrioten in Deutschland hat es aber mit Betrübnis erfüllt, daß der preußische Handelsminister Verlepsh seine Entlassung genommen hat. Er galt mit Recht als ein Anhänger der Verkehrsfreiheit und einer besonnenen sozialen Reform. Man sagte sich nun, wenn Verlepsh gegangen sei, wäre es nur geschehen, weil er habe erfahren müssen, daß man diesen seinen Bestrebungen an höchster Stelle nicht mehr so ge-

wogen sei wie früher und das wäre in der That ein böser und trauriger Rückschritt. Die „Lieben Freunde“ der Deutschen, die Franzosen, haben gleich wie ihre Nachbarn, die Engländer, seit dem letzten Kalenderbericht in den Zeitungen auch zur Genüge von sich reden gemacht: Die Franzosen mit ihrem Eroberungszug nach Madagaskar, wobei sich zeigte, daß in ihrer Heeresverwaltung noch immer gleiche Lieder-

lichkeiten spuken, wie jene, die im Kriege von 1870 für sie so verhängnisvoll wurden. Im Weiteren haben sie das radikale

Ministerium

Bourgeois fortgeschickt, das zwar entschieden gute Seiten hatte, mit den Staatschulmen scharf ins Gericht ging, wohlthätige Reformen einführte, schließlich aber zu stark auf die sozialistische Seite hinneigte, und davon wollen die Franzosen in Mehrheit so wenig wissen, wie wir Schweizer. Den Engländern hat die letzte Zeit nichts eingebracht als Spott und Schande und zwar nicht ganz unverdient, denn der räuberische Einfall eng-



Bundesrath Müller.

lischer Bewaffneter unter Dr. Jameson in Transvaal, das England nichts zu Leide gethan hatte und in Friede und Ordnung unter den wackeren Buren dahinlebte, war denn doch ein Hohn auf alle Zivilisation und Menschlichkeit. In der ganzen übrigen Welt war auch nur ein Jubel darüber, daß die tapferen Buren der englischen Einbrecher-Bande bei Krügersdorp so fürchterliche Prügel verabreichten und sie buchstäblich in den Sumpf jagten. England kann seine Ehre in dieser Angelegenheit nur rein erhalten, wenn es Dr. Jameson und die

übrigen Rädelshführer recht scharf bestraft und derart den heute noch vorhandenen Anschein beseitigt, Mitschuldiger an jenem Vubenstück gewesen zu sein.

Wenn der Kalandermann nun auch noch ein paar Zeilen den Italienern widmet, kann er es nicht anders thun, als daß er im Zusammenhange mit ihnen auch Abessynien nennt, dessen Negus

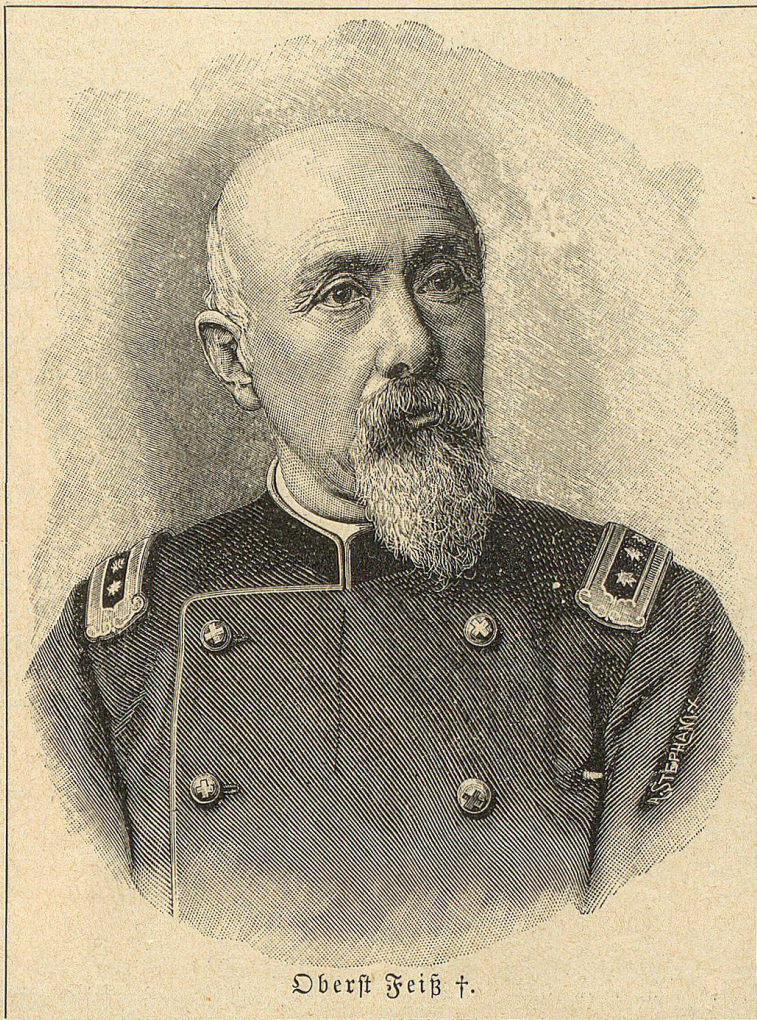
oder König Menelik der Kaland in einem wohlgetroffenen Bilde den Lesern präsentiert. Man weiß aus den

Zeitungen, wie schlechte Geschäfte Italien in Abessynien gemacht hat. Wohl errangen die italienischen Truppen bei ihrem vertragswidrigen Einbruch in der abessynischen Provinz Tigre unter dem General Baratieri einige Erfolge, die sie verblendeten, so daß sie blind vorwärts drangen, ohne daran zu denken, daß sie bisher nur über kleine, vereinzelte Truppenkörper der Abessynier Meister wurden. Als dann der Negus selber mit seiner Armee auf die Italiener stieß, erlitten diese eine Schlappe um die andere. Matalle, Amba-Maggi folg-

ten einander und die fürchterliche Schlacht von Abba-Garima, in welcher das italienische Heer eigentlich aufgerieben wurde, besiegelte die definitive Niederlage. Die Italiener haben jetzt Baratieri durch den General Baldissera ersetzt, ihre abessynischen Pläne gänzlich aufgegeben und den Rest der Truppen zurückgezogen, soweit solche nicht für ihren Besitz in Erythrea nöthig sind und suchen zur Zeit, die 2000 ital. Gefangenen, die Menelik noch besitzt, herauszubekommen. Bekanntlich hat

das klägliche Ende der ital. Afrikapolitik Crispi das Regiment in Italien gekostet und sein Nachfolger, der verständige Marquis Rudini mag nun sehen, wie er den Schaden gut macht. Mehr als 20,000 Mann Soldaten und über 500 Millionen Franken hat das Abenteuer Italien gekostet. Die Abessynier aber feiern ihren Menelik mit Recht als Befreier

des Vaterlandes; dieser fährt seinerseits fort in den Bestrebungen, seinem Lande nach und nach die Segnungen der Zivilisation zugänglich zu machen; so will er jetzt Post und Telegraph einführen und dem Weltpostverein, sowie der internationalen Convention zum rothen Kreuze beitreten. Möge ihm in diesen Bestrebungen das gleiche Glück zur Seite stehen und er dieselben mit der nämlichen Tapferkeit durchführen, wie im Kriege mit Italien, um auch in kultureller Beziehung ein Vater seines Volkes zu sein. — In Afrika will aber der Kalandermann nicht stecken bleiben; es ist zu heiß dort und so machen wir zum Schluß noch einen Abstecker nach den



Oberst Feiß †.

Vereinigten Staaten von Nordamerika. Die Bürger der Union streiten zur Zeit lebhaft, wen sie sich zum Staatsoberhaupt geben wollen. Der bisherige Präsident Cleveland scheint der Mehrzahl verleidet zu sein und jetzt schreitet man nach Mac Kinley. Merkwürdige Leute, diese Yankee! Vor zwei Jahren würden sie den noch todgeschossen haben, der ihnen zugemuthet hätte, diesen Herrn als Präsidenten zu wählen, heute aber riskirt derjenige einen eingeschlagenen Schädel, der Herrn

Mac Kinley nicht ohne Weiteres als den weisesten, redlichsten und besten Staatsmann der Welt anerkennt. Noch näher als bei andern Völkern liegt bei den Amerikanern das Gossianah neben dem kreuzigen und umgekehrt. Das letztere hat sogar der von allen Parteien unseres Vaterlandes heute sehr verehrte Herr Bundesrath Müller erfahren müssen, der zuerst als „rother Müller“ viele Anfechtungen zu erleiden hatte, bis man aus seiner Thätigkeit als Staatsmann, Militär und Administrator die Ueberzeugung gewann, in ihm einen Mann zu besitzen, bei dem ein großes Können ebenbürtig ist dem lauterem Charakter und einer wohlentwickelten Energie und Schaffensfreude. Das eben sind die Männer, die wir an der Spitze unseres theuren Vaterlandes brauchen. Neben seinem wohlgetroffenen Portrait bringt der Kalender auch eines vom verstorbenen Oberst Feiß, dem vieljährigen und vielverdienten Waffenchef der Infanterie. Er war ein Toggenburger und hat Vieles für die Hebung unserer Wehrkraft gethan und erreicht, und wenn unsere Infanterie heute auf einer verhältnismäßig hohen Stufe steht, danken wir es zunächst ihm. Er war aber bei den Truppen nicht bloß ein sachgewandter, sondern ein geliebter Führer; der Soldat wußte, daß er an Oberst Feiß einen väterlichen Freund besaß. Nichts charakterisirt den Mann besser, als folgendes Vorkommniß vor einigen Jahren: An einem heißen Sommertag begegnet ein Freund dem „alten Feiß“, wie er schwer bepackt auf einen Berg im Berner Oberland hinaufkletterte. „Aber, alle Wetter, Oberst, warum schleppen Sie bei der Mordshize so viel Zeug nach“, sagte der Freund, worauf Oberst Feiß antwortete: „Ich wollte probiren, ob wir im neuen Reglemente dem Soldaten nicht eine zu schwere Packung

für die Ausmärsche zumuthen.“ Und er hat es probirt, indem er mit gleicher Packung als älterer Mann auf einen Berg kletterte. Ein braver Offizier vom alten Schrot und Korn, nicht wahr! Doch richtig, der Kalender bringt ja auch ein Bild aus den Berner-Oberländerbergen, nämlich den Gletschersturz am Alts. Der Kalendermann sah ihn letzten Herbst vom Thunersee aus und er sah sich von Weitem an, als ob man aus dem Gletscher ein großes Stück herausgebissen hätte, so etwa wie aus einer mit Zucker bestreuten Torte. Wie das Bild zeigt, war die Lage in der Nähe viel schrecklicher. Hat doch jener Sturz eine schöne Alp sammt Hütten und Vieh verschüttet und drei Sennen erschlagen. Mancher arme Walliserbauer — die Alp gehörte den Wallisern — hatte dabei seinen liebsten Besitz, sein „Bechli“, verloren und fand sich in bitterer Noth. Die eidgenössische Bruderliebe hat aber auch ihm geholfen, denn von allen Theilen der Schweiz liefen für die Geschädigten milde Gaben ein. Es ist ein schönes Ding um diese eidgenössische Bruderliebe, das schönste Alpenröslein; möge es weiter blühen und gedeihen zu des Landes Heil und Segen. Wir brauchen es nöthiger als je. Denn das abgelaufene Jahr hat gezeigt, daß auch in unserem Vaterlande die sogenannten sozialen Gegensätze sich immer mehr verschärfen, wenn es glücklicherweise auch noch nicht so schlimm ist wie in Belgien, wo die Sozialisten Meister zu werden drohen und ein sozialer Krieg zu walten beginnt. Aber das wollen wir nicht vergessen: So wenig wie der Klassenhaß durch Streiks und Bohnkotts gemildert wird, so wenig können ihm Gesetze des Staates beikommen, sondern hier hilft nur die treue Pflege ächter Bruderliebe und wahrer christlicher Gesinnung.

Henri Dunant.

Mein Freund! Der ehrwürdige Greis, dessen Bild du umstehend findest, ist ein schlichter, einfacher Pensionär im Krankenhaus des schönen Dorfes Heiden im lieblichen Appenzellerlande. Und wenn du mit ihm sprichst und er in seiner liebenswürdigen, beinahe bescheidenen Weise zu dir redet und sein Auge dann auf einmal mächtig aufleuchtet und die schöne, patriarchalische Gestalt noch zu wachsen scheint, dann ahnst du wohl, einen bedeutenden Mann vor dir zu haben. Aber das denkst du doch noch nicht, einem Manne gegenüber zu stehen, dem Kaiser und Könige dankend die Hand reichten, den die Mächtigsten der Erde ihren Freund nannten,

der wohl einer der verdientesten Schweizer ist und den die Geschichte dereinst den größten Wohlthätern der Menschheit beizählen wird, wenn sie von Johannes Heinrich Dunant von Genf, dem Urheber der Genfer-Convention, und dem Begründer des Rothen Kreuzes spricht.

Was ist die Genfer-Convention und was das Rothe Kreuz? Beides sind heute internationale Einrichtungen, die nicht nur alle Staaten Europas umfassen, sondern die zivilisirten aller fünf Welttheile bis zum fernen Transvaal in Südafrika, zu Japan in Ostasien und Brasilien in Südamerika,